

Wie bei kaum einer anderen Epoche sind in Forschung und Lehre zum Mittelhochdeutschen Überlieferungsgeschichte, Textphilologie, historische Linguistik und Literaturgeschichte aufs engste verbunden. In über 30 Aufsätzen, die Kurt Gärtner zu seinem 75. Geburtstag gewidmet sind, schreiben ältere und jüngere Kolleginnen und Kollegen das gesamte Feld seiner langjährigen Arbeit auf diesen Gebieten ab. Das thematische Spektrum der Beiträge spiegelt die Interessenvielfalt des Jubilars und bietet zugleich einen umfassenden Einblick in die gegenwärtige Forschung.

DE GRUYTER

*Ralf Plate, Martin Schubert (Hrsg.)*

# MITTEL- HOCHDEUTSCH

BEITRÄGE ZUR ÜBERLIEFERUNG, SPRACHE UND LITERATUR

*Ralf Plate, Martin Schubert (Hrsg.)*  
MITTELHOCHDEUTSCH



9 783110 262346

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)  
ISBN 978-3-11-026234-6



# Mittelhochdeutsch

Beiträge zur Überlieferung, Sprache und Literatur

*Festschrift für Kurt Gärtner zum 75. Geburtstag*

Herausgegeben von

Ralf Plate und Martin Schubert

zusammen mit

Michael Embach, Martin Przybiski  
und Michael Trauth



*Kurt Gärtner*

De Gruyter

## Vorwort der Herausgeber

Am 20. Juni 2011 feiert Kurt Gärtner seinen 75. Geburtstag. Zu der Festschrift, die ihm aus diesem Anlass gewidmet ist, haben sich Freunde, Kollegen und Schüler zusammengesetzt, um den Jubilar zu ehren und ihm vielfältigen Dank abzusatten: für seine energisch fördernde Teilnahme an aktuellen Entwicklungen der Mediävistik und germanistischen Sprachgeschichte; für seine freundliche und verlässliche Kollegialität, die schon immer weit über die engere Wirkungsstätte an der Universität Trier hinausreichte und sich seit der Pensionierung 2001 noch stärker als zuvor in vielfältigen Aufgaben der Wissenschaftsorganisation bewährt hat; und nicht zuletzt für seine seit 1990 bzw. 1994 bis heute unvermindert tatkräftig leitende Mitwirkung an zwei Langfristvorhaben der Akademien in Berlin und in Mainz und Göttingen, den 'Deutschen Texten des Mittelalters' und dem neuen 'Mittelhochdeutschen Wörterbuch'.

Der thematische Bezug der Beiträge auf das Mittelhochdeutsche, um den in der Einladung zu dieser Festschrift gebeten wurde, bot vielfältige Anknüpfungsmöglichkeiten an Arbeiten und Interessen von Kurt Gärtner. Im Ergebnis, das durch die lockere Gruppierung der Beiträge in solche zur Literatur, Sprache, Rezeption und anderes in seiner thematischen Breite nur angedeutet ist, werden zentrale Arbeitsgebiete des Jubilars beleuchtet: die Mariendichtung, der die Habilitationsschrift von 1978 gewidmet ist, überhaupt mittelhochdeutsche Bibel-epik und Bibelübersetzung in Vers und Prosa, die in zahlreichen mit der Habilitationsschrift in Verbindung stehenden früheren und späteren Arbeiten Kurt Gärtners erschlossen werden; das Frühmittelhochdeutsche, besonders der an seinem Beginn stehende lateinisch-deutsche Hohelied-Kommentar Williram von Ebersberg mit seiner langen Überlieferung bis ins Spätmittelhochdeutsche; Hartmann von Aue, dem Kurt Gärtner als Bearbeiter der wissenschaftlichen Editionen des 'Erec' und des 'Armen Heinrich' besonders verpflichtet ist; Wolfram von Eschenbach, dessen eigenwilligen Sprachstil er in der anregenden Umgebung der Marburger 'Willehalm'-Arbeitsstelle studieren konnte und in seiner 1968 abgeschlossenen Dissertation behandelt hat; schließlich das weite Gebiet von Grammatik und Lexik des Mittelhochdeutschen in Literatur- und Urkundensprache, dem mehrere fruchtbare Forschungsprojekte Kurt Gärtners gewidmet waren – ihr Bindeglied im Sprachgebrauch ist die historische Syntax, als deren profundster Kenner sich bereits der Doktorand ausgewiesen hatte.

Birgitta Zeller-Ebert hat als Chefflektorin die Aufnahme der Festschrift in das Programm des Verlags de Gruyter freundlich befürwortet und zusammen mit Daniela Zeller die Herausgeber bei der Herstellung beraten. Bei schwierigen Saetzeaufgaben ist Michael Trauth in Trier von Ute Recker-Hamm und Niels Bohner in der souveränen Handhabung der TUSTEP-Programme unterstützt worden. In Berlin hat Elke Zinsmeister an der Korrektur des Bandes mitgewirkt. Ihnen allen möchten die Herausgeber auch an dieser Stelle herzlich danken.

Trier/Berlin, im Mai 2011

ISBN 978-3-11-026234-6  
e-ISBN 978-3-11-026235-3

### *Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

## Inhalt

ERNST HELLGARDT Zur Priester Werher-Edition. Ein Vorversuch .....	1
NIGEL F. PALMER A Fragment of 'König Rother' in the Charles E. Young Research Library in Los Angeles .....	22
YOSHIIRO YOKOYAMA Zu 'Erec' v. 6125. Ein Plädoyer für Haupts Konjektur .....	42
WOLFGANG HAUBRICHS Erzähler Wahnsinn. Zur Narration der Irrationalität in Chrétiens 'Yvain' und Hartmanns 'Iwein' .....	55
WERNER J. HOFFMANN Die 'Iwein'-Handschrift a (Mscr. Dresd. M.175) – ein Zeugnis jüdischer Rezeption der mhd. Artusepik? .....	66
JENS HAUSTEIN Nichterzählte Geschichten. Zur Minnelyrik Hartmanns von Aue .....	83
DAVID YEANDLE Redebericht, Redeeinleitung, direkte und indirekte Rede als Mittel der Charakterisierung in der Soltau-Episode im III. Buch des 'Parzival' ...	94
MARTIN H. JONES Vivanz, der reinige Schächer und das gute Sterben im 'Wilhelm' Wolframs von Eschenbach .....	118
WOLFGANG ACHNITZ Verlorene Erzählwelten. Zum poetologischen Ort fragmentarischer Artus- romane am Beispiel der Neufunde zu 'Manuel und Amande' .....	132
KARIN SCHNEIDER Die Eckhart-Handschrift M 1 (Cgm 133) .....	165
FREIMUT LÖSER Neues vom Osterreichen Bibelübersetzer. Proverbia, Ecclesiastes und die Verteidigung der Latenbibel in der 'Vorrrede I' .....	177

NIELS BÖHNER	
Das lateinisch-deutsche Hohe Lied der Oseker Handschrift. Vergleichende Edition .....	200
JOHN L. FLOOD	
Eine unbescherte zweisprachige Ausgabe der 'Cantica cantorum' aus der Frühdruckzeit .....	247
FRANK SHAW	
Marozia, die Totgeschwiegene. Zu den gesäuberten Papstgeschichten der mittelhochdeutschen Chronistik .....	273
BERNHARD SCHNELL	
Das 'Prüller Kräuterbuch'. Zu Überlieferung und Rezeption des ältesten deutschen Kräuterbuchs .....	282
-----	
RUDOLF BENTZINGER	
Mittelniederdeutsch und Mittelhochdeutsch in den Kanzleien Halberstadts .....	295
THOMAS KLEIN UND EVA BÜTNE	
Regularisierung des Irregulären. Zur Geschichte der Verbgruppe um <i>gehen</i> und <i>stehen</i> im Mittelfränkischen .....	305
BIRGIT HERBERS	
Zur Apokope im mittelhochdeutschen Verbsystem .....	331
NORBERT RICHARD WOLF	
<i>do</i> -Sätze am Wendepunkt. Versuche einer zeitlinguistischen Lesung von Oswald von Wolkenstein Kl 18 'Es fügt sich' .....	342
GERHARD DIENL	
Sprachschöpfung im Feld des Unsagbaren. Beobachtungen zum 'Bamberger Glauben und Beichte' .....	347
JÜRGEN WOLF	
<i>höresch</i> – Verwirrende Beobachtungen zur Genese der deutschen Hofkultur .....	356
THOMAS GLONING	
Humoraler Wortgebrauch in der Prosavorrede zum deutschen 'Macer' (13. Jh.) .....	375

KARL STRACKMANN	
Lexikograph und Editor. Über eine nicht immer von Spannungen freie Beziehung .....	387
WERNFRIED HOMMEISTER	
<i>Nich nimt des michel winder</i> – Neue Technik(en) zur textfunktionalen und übersetzungspraktischen Erschließung historischer Phrasenologismen, veranschaulicht am 'Nibelungenlied' und Neidharts Sommerlied 21 .....	393
WOLFGANG KLEIBER	
Auf dem Dossen. Ein galloromanischer Findling im Oberen Wiesental am Belchen .....	418
-----	
WALTRAUD FRITSCHE-RÖSSLER	
Mittelalterliche Dichtung im Visier. Markus Werners Rezeption des 'Armen Heinrich', der 'Melusine' und von 'Der Welt Lohn' .....	428
URICH MÜLLER	
Zur heutigen Aussprache des Mittelhochdeutschen. Eine nur scheinbar triviale Frage .....	441
VÁCLAV BOK	
Tschechische Übersetzungen altd deutscher literarischer Texte seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert .....	459
-----	
MICHAEL EMBACH	
Die Protoplasten in der Sicht Hildegards von Bingen. Ein Beitrag zur theologischen Anthropologie des 12. Jahrhunderts .....	471
MICHAEL EMBACH, CLAUDINE MOULIN UND ANDREA RAPP	
Die mittelalterliche Bibliothek als digitaler Wissensraum. Zur virtuellen Rekonstruktion der Abteibibliothek von Trier-St. Matthias .....	486
ROY A. BOGGS	
Shane, John Wayne, and Dick Tracy 100: The 21 <sup>st</sup> Century 'Enabling' Philologist .....	498

## Zur heutigen Aussprache des Mittelhochdeutschen

Eine nur scheinbar triviale Frage

von Ulrich Müller

### 1.

Wenn wir heute Tonaufnahmen anhören, auf denen berühmte Schauspieler und Schauspielerinnen der Vergangenheit zu hören sind, ist man in vielen Fällen erstaunt, wie anders und fast fremdartig diese uns heute klingen. Man denke nur an den damaligen Star Alexander Moissi (1879–1935), einen albanisch-österreichischen Schauspieler, zu dessen berühmtesten Auftritten 1920 der erste 'Jedermann' auf dem Salzburger Domplatz gehörte (Regie: Max Reinhardt) und von dem es noch einige Aufnahmen gibt: Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, dass sein ›singender‹ Sprachstil damals so begeisterter. Aber auch an spätere Größen kann man denken, etwa an Heinrich George, an die Burgschauspielerriege des frühen und mittleren 20. Jahrhunderts mit ihrem damals legendären ›Burgtheater‹-Deutsch, an Schauspieler wie Oskar Werner und Klaus Kinski, oder an Tonfilme aus den 1930er und 1940er Jahren. Oder man vergleiche, um der Alltagssprache näher zu sein, ›Tatort‹-Krimis aus den allerersten Anfängen der 1970er begonnenen Serie mit den Produktionen von heute: Sehr schnell bemerkt man beim Anhören, wie sich nicht nur der Stil des Sprechens, sondern auch die Art der Aussprache und Intonation, ja insgesamt die ›Präsentation‹ des Gesprochenen verändert hat.<sup>1</sup> Doch dies soll nicht mein Thema sein: Der Hinweis soll nur daran erinnern, wie zeitgebunden auch die Artikulation sein kann.

In allen diesen Fällen haben wir Tonbeispiele erhalten. Wie frühere Größen der Schauspielkunst gesprochen haben, aus der Zeit, bevor Tonaufnahmen möglich waren, können wir nicht mehr genau wissen, und dies gilt ebenso für die verschiedenen Schichten der Umgangssprache: Mit jedem Jahrhundert zurück wird dieser Tatbestand undeutlicher. Und um in der Epoche der Mediävistik anzukommen: Wir kennen zwar die Texte von Heinrich von Morungen, Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, dem Mönch von Salzburg, Heinrich Wittenwiler oder Oswald von Wolkenstein, aber wie die

<sup>1</sup> Vor einigen Jahren, zu meinem 65. Geburtstag, erhielt ich eine VHS-Kopie des allerersten 'Tatorts' geschenkt: 'Taxi nach Leipzig' mit Walter Richter als Kommissar Trimmel (Erstsendung 29.7.1970), eine Produktion, an deren Erstaussstrahlung ich noch sentimentale Erinnerungen hatte und die für ihre Entstehungszeit einen wirklich ungewöhnlichen Plot hatte. Schon die Präsentation des gesprochenen Textes war anders als heute: Die Stimmen liegen, technisch gesehen, im Vordergrund und sind klar und deutlich zu verstehen; Umgebungsgläusche spielen im Gegensatz zu heute kaum eine Rolle.

Worte geklungen haben, wenn diese Autoren ihre Lieder sangen oder ihre Erzählwerke vortrugen (wohl vorlesen), das können wir auch mit noch so viel Wissen und Phantasie nicht mehr zuverlässig rekonstruieren.

Man hat sich in der Mediävistik, soweit ich sehe, nur wenig mit den daraus sich ergebenden Problemen beschäftigt. Und dies obwohl der mündliche Vortrag, das laute Lesen mittelhochdeutscher (und vielleicht immer auch noch alt-hochdeutscher) Texte zum täglichen Geschäft des Universitätsunterrichtes gehörten, und zwar sowohl für die Lehrenden als auch (und nicht immer zu deren Freude) für die Studierenden. Auch das oft behandelte Thema der Oralität hat keine Impulse in dieser Richtung vermittelt. Das Problem potenziert sich, wenn der gesprochene oder gar gesungene Text auf einem Tonträger festgehalten wird, also früher zur Veröffentlichung auf einer LP-Schallplatte, heute einer CD oder einem anderen System. Zwischen Universitätsunterricht und Tonveröffentlichung sind dann noch die heute beliebten Mittelalter-Konzerte anzudehnen, wo es gleichfalls nötig ist, mittelhochdeutsche (mhd.) Texte zu artikulieren.

## II.

Um es direkt zu sagen: Was man da manchmal in Seminaren und Vorlesungen, von der Unter- bis zur Oberstufe nicht nur von den Lernenden, sondern auch von den Lehrenden zu hören bekommt, klingt – vorsichtig formuliert – merkwürdig und in jedem Fall ungläubwürdig. Viele exekutieren ihre Artikulationen, die mhd. klingen sollen, dennoch mit beträchtlicher Überzeugungskraft, aber in den meisten Fällen sehr unreflektiert.

Zur Verdeutlichung greife ich im Folgenden zum beliebten rhetorischen Mittel der Übertreibung, also der Hyperbel, d. h. man sollte das, was ich ausführen will, zwar in der Sache ernst nehmen, mir aber in den Formulierungen Ironie zubilligen, auch wenn sie manchmal bissig und boshaft klingt. Ich kenne meinen Freund und Kollegen Kurt Gärtner aus den Jahrzehnten unserer Bekanntschaft und auch Zusammenarbeit gut genug, um zu wissen, dass er für einen solchen Stil durchaus etwas übrig hat.

Ich erinnere mich aus meinen vielen Fachjahren, was ich bei Gastveranstaltungen, bei Kongressen, in Konzerten und Aufnahmen so alles zu hören bekam: – Immer wieder fiel eine gewisse Fierlichkeit, ein unnötiges Pathos auf. Die einzelnen Wörter werden bedeutungsschwer und überdeutlich artikuliert – so habe ich einen Vortrag von Epenstrophen im Ohr, wo man sich eher an den Klang evangelischer Leichenpredigten erinnert fühlen konnte als an eine Erzählung.

– Was mir ferner deutlich auffiel, ist das hyperkorrekte Unterscheiden zwischen langvokaligen Silben und den für das Mhd. kennzeichnenden kurzen offenen Tonsilben (also etwa *grāve* versus *klāgen*): Diese kurzen Silben, die auf dem Weg zum Neuhochdeutschen (Nhd.), beginnend bereits im 13. Jahrhundert(!),

gelängt (*klāgen* zu *klāgen*; *nēmen* zu *nehmen*) oder durch einen Konsonanten geschlossen wurden (*kōmen* zu *kommen*), klingen dann extrem hart, wie aus einer Pistole geschossen.

– Die dritte, noch erheblich stärker ins Ohr gehende Auffälligkeit, die heute fürs Mittelhochdeutsche fast immer zu hören ist, ist die sozusagen alt-hamburgische bzw. plattdeutsche Aussprache von anlautendem *sp* und *st* sowie die rein sibilantische, buchstabengetreue Realisierung von anlautendem *s* vor *l* (z. B. in mhd. *slange*) sowie für die entsprechenden Grapheme *sm* (*smal*), *sn* (*snel*) und *sw* (*swinnen*).

– Zu den Hyperkorrekturen würde ich, auch wenn sie nicht ganz so deutlich auffällt, die oft zu hörende präzise und sehr bemüht klingende Unterscheidung zwischen dem mhd. Diphthong *ei* und seiner nhd. graphischen Entsprechung rechnen, wobei *ei* mit zwei Vokal-Gipfeln *ei* und geschlossenem *e* artikuliert wird (z. B. *leider*, im Gegensatz zur nhd. Aussprache von *ei* als offenem Diphthong und lautlich nicht unterschieden von *ai*; und ganz entsprechend wird mhd. *ou* mit zwei Vokal-Gipfeln (*ou*) und geschlossenem *o* artikuliert (z. B.: *gelābe*).<sup>2</sup> Das phonetische Sahnehäubchen hinsichtlich Hyperkorrektheit ist dann, wenn das mhd. Graphem *w* wie im Englischen als Double-U ausgesprochen wird.

Die Anfangsverse von Walthers Eröffnungstrophe seines 'Reichstrons' (L 8,4) klingen dann, in Schrift gefasst, etwa wie folgt:<sup>3</sup>

(mit bedeutungsvoller und sehr deutlicher, alle Worte pointiert hervorhebender Deklamation und daher verhältnismäßig langsam):

Ich säss uf einem s-tēne  
und dāche bēin mit bēne,  
daruf sätzt ich den ellenbögen,  
ich hēte in minne hant ge-s-mögen  
dass kinne und ein min uuange ...

<sup>2</sup> Mein schwäbischer Heimatdialekt kennt, im Gegensatz zum Standard- und Hochdeutschen, eine Unterscheidung zwischen ›offenen‹ und ›geschlossenen‹ Diphthongen, und zwar je nach ihrer Herkunft aus dem Mittelhochdeutschen (dazu Angela Schmidt 2002): Auch wenn Schwaben hochdeutsch reden wollen, hört sich das wie folgt an: In den Wörtern mit den ursprünglichen mhd. Langvokalen *i* und *ä* entsprechen diesen im ›schwäbischen (Hoch-)Deutsch‹ in den allermeisten Fällen ein ›geschlossener‹ Diphthong *ei* und *ou*; diejenigen mit den ursprünglichen mhd. Diphthongen *ei* und *ou* aber in ihrer ›schwäbischen‹ Aussprache, wie auch im Bühnenbzw. Standard-Deutsch, ein ›offener‹ Diphthong *ai* und *au*. Schwaben machen also bei ihrem heutigen Deutsch einen phonetischen Unterschied zwischen den gleichermaßen mit *ei* und *au* geschriebenen nhd. Wörtern *leiden* (von mhd. *liden*) versus *laiden* (von mhd. *liden*), und so auch im Nhd. nach wie vor geschrieben), sowie *hous* (nhd. geschrieben ›Haus‹; von mhd. *hās*) versus *glauhe* (von mhd. *gelābe*).

<sup>3</sup> Ich verwende im Folgenden nicht die internationale IPA-Lautschrift (siehe z. B. Duden 6, S. 10–16), sondern eine für meine Zwecke adaptierte, aber hoffentlich spontan verständliche Form von phonetischer Schrift.

Ich bin ziemlich sicher, dass der Österreicher (oder Franke) Walther von der Vogelweide oder ein/e/r seiner mhd., also oberdeutschen Zuhör/innen zumindest sehr erstaunt über ein solches artikulatorisches Klangergebnis gewesen wäre; den Sinn hätten aber alle dennoch mitbekommen. Zwar können wir nicht mehr wissen, wie Walther *genau* diese Verse ausgesprochen hat – so aber sicherlich nicht.<sup>4</sup>

## III.

Wirklich aktuell wurde das Problem der Aussprache des Mhd. für mich nicht im Universitätsunterricht, sondern durch die Zusammenarbeit mit verschiedenen Musikern und Mittelalter-Ensembles. Wir haben in Salzburg (und mit ›wir‹ meine ich: Franz Viktor Spechtler, Ingrid Bennewitz, Margarete Springeth und mich) im Laufe der Zeit mit zahlreichen Mittelalter-Musikern zusammengearbeitet, und neben dem Bereitstellen und Kommentieren des jeweiligen Materials war stets eine unserer wichtigsten Aufgaben das *Sprach-Coaching*: Wir nahmen dies immer sehr ernst, und wir stellten fest, dass die Musiker und Musikerinnen dies ebenso taten, in vielen Fällen sich aber gegenüber diesem Problem etwas im

4 Ich hatte das Glück, bei zwei Algermanisten das Mittelhochdeutsche zu lernen, die in anderer Weise mit dieser Sprache umgegangen sind. Der eine war mein Doktorvater Wolfgang Mohr. Er, ein Rheinländer, war ein wirklich begnadeter Sprecher des Mittelhochdeutschen, und er hat dies auch ganz bewusst zelebriert, nicht nur in seinen Vorlesungen und Seminaren, sondern auch in reinen Vortragsveranstaltungen: So hat er Mitte der 1960er Jahre einmal von Samstag-Vormittag zu Samstag-Vormittag jeweils eines der Gawan-Bücher aus Wolframs ›Parzival‹ vorgelesen, in einem gestopften, vollen Seminarraum der üblichen mittleren Größe, und er hatte keine Einwendungen, dass eine seiner studentischen Hilfskräfte (namens Müller) dies mit einem Amateur-Spulentonbandgerät aufgenommen hat; diese Aufnahmen, von einer passablen Qualität, stehen immer noch in meiner Sammlung, und wir planen, sie in naher Zukunft im Internet (über die ›Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank MHDDB‹ der Universität Salzburg) auch zugänglich zu machen – mit allen kleinen Versprechern und gelegentlichen Inkonssequenzen, die für spontane Live-Präsentationen üblich sind. Der andere, bei dem ich Mittelhochdeutsch lernte, war Günther Schwelke (damals noch Assistent an der Universität Stuttgart ging): Er war ja einer der letzten Berufungsdorfhin, an die Universität Stuttgart ging; er empfänger dieser Fest-Medävisien (zu denen bekanntlich auch Kurt Gärtner, der Leiter der Literaturwissenschaft, gehört), der sowohl ein ausgewiesener Sprach- als auch ein Literaturwissenschaftler war. Beide haben uns nachdrücklich beigebracht, was man zur Aussprache des Mittelhochdeutschen wisse, was man nicht wisse und wie man heute damit umgehen solle; in seiner Ausgabe der frühen mhd. Liebeslyrik (1977/1993, S. 100–102) hat Günther Schwelke dies dann auch schriftlich niedergelegt und dann in seiner ›Walther-Ausgabe (Band I, 1994, S. 68f.) nochmals wiederholt. Meine folgenden Ausführungen entsprechen weitgehend den dort formulierten Prinzipien, die durchaus den in der großen mhd. Grammatik (siehe unten) mitgeteilten Informationen entsprechen, die aber offenbar kaum jemand rezipiert oder gar realisiert hat, sind aber grundsätzlicher und ausführlicher. Insgesamt gilt ja: Was nicht rezipiert wird, das muss man eben wiederholen!

5 In dieser Weise zusammengearbeitet haben wir mit dem Komponisten Cesar Bresgen,

Sich gelassen fühlten, zumal sie von Fachleuten ganz unterschiedliche Auskünfte bekamen. Eine Lektürecempfehlung konnten wir, außer dem Hinweis auf Günther Schwelke (1977/1993), nicht geben. Denn in den einschlägigen Einführungen in die mhd. Literatur fehlen und fehlen Hinweise zur Aussprache fast gänzlich (wie auch fast immer, aber das ist ein anderes leidiges Thema, zur Musik der Sangvers-Lyrik und -Epik). In Hilker Weddigs vielbenutzter Einführung ins Mittelhochdeutsche (1996) wird die Sache auf einer einzigen Seite abgehandelt (und in einem wesentlichen Punkt markant falsch, dies aber apodiktisch),<sup>6</sup> und in der Mediävistik-Einführung desselben Autors (1987) kommt das Thema überhaupt nicht vor. Und Peter Frenzel (1996), in einer umfangreichen englischsprachigen Publikation zur Aussprache mittelalterlicher Texte für Musiker, äußert sich zum selben Punkt ebenso falsch, aber ebenso apodiktisch.<sup>7</sup> Welche Ratschläge soll man also für die heutige Aussprache des Mhd. geben?

## IV.

Die folgenden Vorschläge richten sich ausdrücklich an Personen, die Deutsch als Muttersprache haben. Für die Allermeisten, die Deutsch als Zweitsprache sprechen, gibt es in diesem Zusammenhang noch weitere Probleme, auf die ich hier aber nicht eingehen kann – in solchen Fällen neigt man, meiner Beobachtung nach, zu einer möglichst korrekten, also tendenziell hyperkorrekten Artikulation,

der Gruppe ›Bäregässlin‹ (Michael Korth und Johannes Heimrath, die wir aber damals, in unseren Anfängen, mit unseren Vorschlägen nur teilweise überzeugen konnten), dann mit dem Salzburger Ensemble für Alte Musik ›Dulamans Vöbendonon‹ (mit ihrem Gründer Thomas Schallböck), mit dem Wiener Musiker Eberhard Kummer (mit dem wir abwechselnd in verschiedenen Ländern auch gemeinsam als Kommentator/m/en aufgetreten sind), mit dem Franken Reinhold Widemann sowie der von Michael Posch (Wien) gegründeten und geleiteten Gruppe ›Untorn‹ – die Ergebnisse waren und sind auf verschiedenen LPs und CDs zu hören. – In anderer Weise hatten und haben wir u. a. auch Kontakte zu René Clemencic und seinem Consort, dem Ensemble ›Sequentia‹, Marc Lewon sowie Knud Seckel. Aus der Zusammenarbeit von Franz Viktor Spechtler und mir mit der Gruppe ›Bäregässlin‹ sowie mit René Clemencic sind auch drei Editionen mittelalterlicher Sangverslyrik entstanden (Heimran-Verlag, München): Oswald von Wolkenstein 1975, Mönch von Salzburg ebd. 1980, ›Carmina Burana‹ 1979; die letztgenannte Edition (René Clemencic u. a.) ist die einzige, die alle bisher durch Parallelüberlieferung und Kontrakturen erschlossenen Melodien zu den Liedern des ›Codex Buranus‹ enthält und die inzwischen verschiedenen Konzerten und Aufnahmen anderer Ensembles zugrunde liegt. Und noch während unserer Arbeit an der Salzburger Neidhart-Ausgabe (SNE) hat Eberhard Kummer in Zusammenarbeit mit uns bereits 1986 eine Neidhart-LP eingespielt, damals die erste überhaupt zu diesem Liederautor.

6 Weddige 1996, S. 100: ›Die Konsonantenverbindungen /sʃ/, /sp/, /sl/, /sm/, /sn/, /sw/ werden im Mhd. so ausgesprochen, dass das /s/ als erster Bestandteil seinen Lautwert behält: s-ten, nicht mhd. ›Schtejn‹.‹

7 Frenzel 1996, S. 227: ›sp: Pronounced [sp]. The letter s always remains [s] before p; it is never pronounced [sch] as in Modern German.‹ – Genau so zu s-; siehe auch S. 225.

wobei aber sehr oft und ganz unvermeidlicherweise zumindest auch ein Hauch eines ›fremden‹ Akzentes zu hören ist. Unter den deutschen Muttersprachlern sind für das Mhd. allgemein und für dessen Aussprache im besonderen diejenigen im Vorteil, die mit einem oberdeutschen, aber auch fränkischen oder westmitteldeutschen<sup>8</sup> Dialekt aufgewachsen sind – das gilt sowohl für den Wortschatz (welcher Berliner versteht etwa das heute noch jedem Bayern und Österreicher geläufige *Wort rēren* = ›weinen?<sup>9</sup>) als auch, wie sich noch zeigen wird, für die Aussprache des Mhd.

Natürlich wissen wir nicht, wie im Einzelnen die Aussprache in den verschiedenen Dialekräumen des Mhd. lautete. Wie heute wird sie regional, aber auch individuell und je nach Kontext mehr oder minder stark unterschieden gewesen sein. Dazu kommt die jeweilige Stillebe: Wenn Walther mit seinem Knappen Dietrich (L 82,11) gesprochen hat, hat es wohl anders geklungen, und wenn er sich mit einer Bitte an Landgraf Hermann von Thüringen wandte, und wiederum etwas anderes war es, wenn Walther oder Wolfram vor einem zuhörenden Publikum ein Lied oder einen Abschnitt aus dem ›Parzival‹ vorzutragen dabei ist überdies zu berücksichtigen, dass das damalige Publikum in seinem Umfang nicht demjenigen eines heutigen Lieder- oder Rezitationabends entsprach, sondern meistens eher ein kleinerer Kreis war, etwa die *familia* eines Burgherrn, vielleicht einschließlich von Teilen des Gesindes. Auch wird Walther anders gesungen haben, wenn er vielleicht vor einem Fürsten oder (was ja denkbar ist) vor dem Kaiser stand, als wenn er die Damen eines Hofes oder seine Kollegen als ›Zuhörer‹ hatte. Es gab genauso wenig eine bis ins Detail verbindliche Orthographie wie eine verbindliche ›Bühnensprache‹ des Mhd., sondern viele regionale Varianten. Voraussetzung war nur, dass alle, die sich zu den ›Duitschen‹ rechneten, das jeweils Vorgelegene verstehen konnten, ferner, sofern sie überhaupt literat waren, auch das Geschriebene.

Das Folgende kann und will kein ›Siebs‹ des Mhd. sein, sondern hat die Absicht, kurz darzustellen, wie man gemäß derzeitigen Kenntnissen das Mhd. heute vernünftigerweise aussprechen soll, und zwar – ohne große Differenzierungen – gesprochen, gelesen oder gesungen, bei Vorträgen, im Unterricht in Konzerten und auf Tonträgern – also eine Art Leitfaden zur heutigen Aussprache mhd. Texte. Dabei sind Verallgemeinerungen notwendig; ferner ein gewisser Mut zur Lücke – und zum *common sense*. Dass das Ganze nicht anders als ›streng subjektiv‹ sein kann (um eine ironische Formulierung von Dieter Kühn aufzugreifen), versteht sich von selbst.

8 Hinzuzurechnen wäre hierzu noch der einzige nicht ›koloniale‹ ostmitteldeutsche Dialekt, nämlich das Thüringische.

## V.

Es bedarf keiner besonderen wissenschaftlichen Anstrengung, um sich zuverlässig zu informieren, was man über die Aussprache des Mhd. weiß: In der großen mhd. Grammatik, die auf Hermann Paul zurückgeht (1881), steht wirklich alles, was man benötigt; man muss es sich nur zusammensuchen.<sup>9</sup> Ich habe allerdings den Eindruck, dass die dort zu findenden Informationen viel zu wenig gelesen und kaum in die Praxis umgesetzt werden – denn anders sind die erwähnten weit verbreiteten Usancen der oft merkwürdigen heutigen Aussprache des Mhd. nicht zu erklären. Ich lege dem Folgenden die achteenth (Mitzka 1960) und die fünfundzwanzigste Auflage (MhdGr 2007) dieses Standardwerks zugrunde: Mit der Version von 1960 und den unmittelbaren Vorgängern hat wohl die gesamte Generation von Kurt Gärtner (und so auch mir) Mhd. gelernt. Und die Version von 2007 ist die derzeit neueste (eine stark erweiterte Bearbeitung ist angekündigt): Diese ist nach wie vor *das* Standardwerk, doch wird sie heutzutage wohl nicht mehr überall und durchgehend als Grundlage eines mhd. Einführungsseminars verwendet werden. Zusammenfassungen zur Aussprache des Mhd. finden sich bei Mitzka 1960 gegen Ende von § 6 (S. 39f.), in der MhdGr 2007 in § E 17 und 18 (S. 27f.), und zwar unter der zutreffenden, aber auch vielstimmigen Überschrift ›Aussprachekonventionen‹; genauere Einzelheiten stehen dann in den Paragraphen zu den einzelnen Konsonanten und Vokalen. Wirkliche sachliche Unterschiede bestehen zwischen den Informationen der beiden Grammatiken nicht, doch die MhdGr 2007 ist erheblich ausführlicher.

Im Folgenden ist es notwendig, einiges zu erwähnen, was vielen als selbstverständlich, ja sogar fast trivial erscheinen mag: für meinen Gesamtzusammenhang ist dieses aber notwendig.

Wir lesen heute zumeist die poetischen mhd. Werke des Hochmittelalters in einer graphischen Form, die so nicht genau überliefert ist. Fast alle diese Texte sind in ihrer Schreibung (aber nicht nur in dieser Hinsicht) ›normalisiert‹: Sie entsprechen nicht genau der überlieferten Schreibweise einer Handschrift, sondern sind einem fiktiven ›Normal-Mittelhochdeutsch‹ angenähert, sind allerdings in dieser Hinsicht keineswegs einheitlich und konsequent: Ein Blick in die MHDDB (›Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank‹ der Universität Salzburg, online) zeigt unter dem Stichwort ›Frau, welche Vielfalt der Schreibung es im hohen und späten Mittelalter alleine in den ja ganz unterschiedlich konzipierten Editionen dafür gibt. Lastet man nur die gängigen Editionen der ›Klassiker‹ Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straburg durchsuchen, so zeigt sich, dass dort dasselbe Wort in fünf verschiedenen Schreibweisen, wenn auch unterschiedlicher Häufigkeit,

9 Kürzere Hinweise finden sich auch in anderen Grammatiken des Mhd. und in Sprachgeschichten, auf die ich im Folgenden aber nicht eingehen kann.

erschient: *frouwe, frowe, vrowwe, vron, vrowe*, wobei die Aussprache wohl grundsätzlich immer dieselbe gewesen ist. Das bedeutet für die heutige Aussprache mhd. Texte, dass man sich nicht buchstabengläubig auf die individuelle graphische Form fixieren darf. Und die gesamte handschriftliche Überlieferung zeigt ja bekanntlich, dass es damals keine geregelte Orthographie gegeben hat, sondern eine Vielfalt von graphischen Varianten (individuell und regional), die aber immerhin untereinander so ähnlich waren, dass das gemeinte Wort (fast) immer sofort und eindeutig erkennbar gewesen ist. Dieser unsicheren schriftlichen Grundlage muss man sich bewusst bleiben, wenn man die so gescribenen Texte heute laut vorträgt.

Walter Mirzka (1960, § 12) geht für das (späte) 12. bis frühe 14. Jahrhundert noch von der damals als sicher angenommenen einheitlichen »mhd. Dichtersprache« aus, doch hatte bereits Otto Behagel (1933) diese auf die Editionen von Karl Lachmann und der sog. »Berliner Schule« zurückgehende Sprachform in einer umfangreichen Untersuchung (deren Titel das Grundsätzliche des Beitrags nicht einmal ahnen lässt) als unhistorisch erwiesen und als »Luftgebilde« (S. 281) bezeichnet.<sup>10</sup> Sie wird demgemäß in der MhdGr 2007 (§ E 9, S. 15) zustimmend als »Kunst-Mhd.« charakterisiert – sie ist aber dennoch, notgedrungen durch die Editionen, nach wie vor in ständigem Gebrauch. Es gibt angesichts der realen Überlieferung erstaunlicherweise auch heute noch nicht wenige, die ein solches »Normalisieren« der Texte befürworten und auch vornehmen. Es sei aber im meh'n zugestanden, dass durch diese »abstrakte Bezugsgröße« (MhdGr 2007, S. 15) der Zugang zum Mhd. für viele erleichtert wird, sozusagen in Form eines künstlich-einheitlichen Lesetextes. Für das Folgende hat dieses Problem allerdings kaum Relevanz, es verweist nur nochmals auf die schwankende Grundlage unserer heute gedruckten Texte.

Das hier Gesagte gilt übrigens weniger für die Editionen spätmittelalterlicher Texte. Um es etwas boshaft zu formulieren: Da diese Texte lange Zeit als qualitativ geringer galten, hat man sich mit den Textherstellungen und auch Normalisierungen oft deutlich weniger Mühe gegeben, sondern sich mit dem tatsächlich Überlieferten begnügt – mit dem pikanten Ergebnis, dass solche Editionen heute aufgrund ihrer Überlieferungsnähe als zuverlässiger und weniger subjektiv gelten.

Doch nicht nur die Konzeption einer mhd. Dichtersprache und, damit verbunden, die sog. textkritische Editionsmethode gehen auf den dominanten Einfluss

<sup>10</sup> Der Beitrag von Behagel ist nicht nur wegen seiner Materialfülle lesenswert, sondern auch wegen der Ironie (S. 279–281), mit der er gegen die übermächtige Autorität von Lachmann argumentiert: »Erstens wie kam Lachmann überhaupt zur Annahme einer einheitsprache? Zweitens: wie kam er zu dieser bestimmten Form einer einheitsprache? So viel ich sehe, hat sich Lachmann über keine der beiden Fragen ausgesprochen, wie er sich überhaupt über so manche Dinge nicht ausgesprochen hat« (S. 279). Die Vorstellung einer mhd. »allgemeine(n) sprache, deren sich alle dichter bedienen«, geht allerdings bereits auf Wilhelm Grimm zurück (Deutsche Grammatik, 2. Auflage, Band 1, Göttingen 1822, Vorwort, hier S. XIII f.).

von Karl Lachmann und den der »Berliner Schule« zurück, sondern auch die heute weitverbreiteten Konventionen (wie oben etwas karikiert), das Mhd. auszusprechen. Ihre Ausprägung der heutigen Aussprache des Mhd. ist schlicht damit zu erklären, dass Karl Lachmann, ebenso wie sein Schüler und Nachfolger Moriz Haupt und weitgehend auch der Kreis um sie, in keinem Dialekt verankert waren, wie es – *cum grano salis* – für ihre Kollegen im südlichen Teil des deutschen Sprachgebietes selbstverständlicher Alltag war; der Einfluss der »Berliner Schule« war so groß, dass sich dennoch ihre Sprechkonzeptionen (wie auch anderes) im gesamten deutschen Sprachgebiet dominierend ausbreiten konnten. Ich habe mich immer gewundert, dass auch sehr regionalbewusste Bajuwaren, sobald es um den Vortrag von mhd. Texten ging, sich immer wieder anhörten, als ob sie ältere Hamburger wären bzw. aus dem niederdeutsch/plattdeutschen Raum stammen würden.

## VI.

Im Folgenden sei aufgelistet, was man bei der heutigen Aussprache des Mhd. für die einzelnen Grapheme beachten sollte:

### 1. Konsonanten

Hier gilt grundsätzlich, dass die allermeisten »Konsonantenzeichen ebenso ausgesprochen werden wie im Neuhochdeutschen« (MhdGr 2007, § E 18). Sonderfälle sind:

*f/v*: Die Grapheme *f* und *v*, die im Nhd. identisch ausgesprochen werden, sind im frühen Mhd. »zumeist verschieden gesprochen« worden (MhdGr § L 100; Mirzka 1960 § 91: stimmloser oder stimmhafter Reibelaut), doch zeigt die Schreibung in den Handschriften, dass diese Differenzierung schon früh (13. Jh.) zunehmend verschwand. Sie kann also für die heutige Aussprache vernachlässigt werden. Da das lateinische Alphabet keine Schriftzeichen *v* und *w*, sondern nur *n* kennt, verwendeten viele Schreiber *n* auch für *v*; in vielen Editionen, besonders von spätmittelalterlichen Texten, ist zum leichteren Lesen hier in der modernen Schreibung der sog. »u-v-Ausgleich« vorgenommen worden (ähnlich auch im Fall von *i/j*).

*r*: Das Lautzeichen *r* kann im heutigen Deutsch verschieden artikuliert werden (Duden 6, S. 53–55), und so war es auch im Mhd. (MhdGr 2007, § L 90–92); für die Artikulation des Mhd. empfiehlt es sich, sich hier nicht zu »verkünsteln«, sondern es so auszusprechen, wie man es individuell auch im Nhd. macht.

*ph*: Die gelegentlich in mhd. Texten anzutreffende Schreibung *ph* entspricht dem Lautwert *p*; wie im Nhd.

*c*: Die Schreibung *c* am Wortende ist reine Schreibkonvention und entspricht *k*. Eine Schreibkonvention ist im Grunde auch die sog. »mhd. Auslauverhärtung«

(z. B. *tac* zu *des tages*), die bis heute in der gesprochenen Sprache wirksam ist, aber keine Entsprechung im Schriftbild mehr hat. Man kann daher mhd. *tac* hinsichtlich des letzten Konsonantenzeichens wie nhd. ›Tag‹ aussprechen.

s, ʒ: Im Gegensatz zu den bisher angeführten Konsonantenzeichen und -lauten ist bei dem Sibilanten s, dem Zischlaut *sch* und der Affrikata z (= ts) auf Unterschiede zum Nhd. zu achten:

– Das Mhd. kannte (mindestens) zwei s-Laute: nämlich einerseits das aus dem Germanischen übernommene s, andererseits das in der Zweiten Lautverschiebung aus germ. \*t entstandene s, das zunächst meist z geschrieben wurde (etwa germ. \*pat zu mhd. *daz*, später *das*). Das (1) alte germanische \*s wurde im Mhd. »sibilantisch«, also zwischen s und sch ausgesprochen (MhdGr 2007, § L 121, S. 170). Das (2) in der Zweiten Lautverschiebung entstandene s(z) war ein stimmloses s. Bereits im 13. Jh. begann diese Differenzierung zu verschwinden: Beide Laute fielen zusammen in das heutige nhd. s (MhdGr 2007, § L 123), das je nach Stellung und auch Region stimmlos oder stimmhaft gesprochen wird. Da man im heutigen Nhd. den »sibilantischen« Mittelaut zwischen s und sch nicht kennt und nicht zu artikulieren gewohnt ist (es sei denn bei gewissen Formen des Lispelns), macht es keinen Sinn, diesen ja bald verschwundenen Laut bei der Aussprache des Mhd. nachahmen zu wollen – zumal wir ja gar nicht wissen können, wie er sich genau anhörte und wie lange er überhaupt gesprochen wurde.

– Eine Sonderentwicklung nahm im Deutschen, im Gegensatz etwa zum Englischen (oder auch Platt- bzw. Niederdeutschen), der germanische s-Laut im Anlaut vor l, m, n, p, t und w, also in der Verbindung sl-, sm-, sn-, sp-, st- und sw-. Im Oberdeutschen bestand schon seit dem 12. Jh. die Tendenz, dass sich germ. s zum Zischlaut *sch* entwickelte, und dies zumal in den angeführten Anlaut-Kombinationen. Es gab also schon früh im Mhd. die Aussprachen *schlange*, *schmal*, *schneiden* ('schneiden'), *schpot*, *schlein* und *schwarz*. In der Schrift wurde dies im Fall von sl-, sm-, sn- und sw- nachvollzogen, nicht aber bei anlautend sp- und st-: Hier blieb bis zum heutigen Deutsch die alte Schreibung erhalten, obwohl sich die sch-Aussprache zur Norm entwickelt hatte (in oberdeutschen Dialekten geschah dies auch im Inlaut, so wird etwa im heutigen Schwäbischen das Wort ›Mist‹ als *mischer* realisiert). In denselben Zusammenhang gehört dann noch, dass die im Mhd. sehr selten anzutreffende Schreibung sc- bzw. sk- (zurückgehend auf althochdeutsch sk, z. B. *skoni* = 'schön') zum reinen Zischlaut *sch* wird.

– Dies alles klärt eindeutig die Frage, wie für das Mhd. die genannten s-Anlaute auszusprechen sind. Auf keinen Fall wie heute im Englischen (*slow*, *smith*, *snake*, *swim*), und ebenso wenig bei sp- und st- etwa wie heute in Hannover und Hamburg – dies ist, so weit verbreitet es auch heute für das Mhd. üblich ist, sprachgeschichtlich eindeutig falsch. Richtig bzw. zumindest so gut wie richtig (aber in jedem Fall angemessen) ist es, es wie im Nhd. zu machen. Wie Walther, als Oberdeutscher, den ersten Vers in der Eingangsstrophe des

'Reichstons' aussprach, können wir nicht mehr wissen: wahrscheinlich aber saß er in seiner Rolle damals bereits auf einem *schlein*.

Doch damit sind die Probleme mit dem mhd. s noch nicht zu Ende: Denn weitere entstehen durch die Tatsache, dass der andere mhd. s-Laut, also der durch die Zweite Lautverschiebung entstandene, in den Handschriften und auch den »normalisierten« Texten gelegentlich unterschiedlich geschrieben wird, nämlich als s, ʒ oder z. Falls er als s geschrieben wird, dann unterscheidet er sich graphisch nicht von dem aus dem Germanischen stammenden (»sibilantischen«) s des Mhd., das ja gleich geschrieben wird; wie oben erwähnt fallen beide Zeichen in der Aussprache schon im Laufe des Mhd. damit in einen einzigen Laut zusammen, nämlich das heute im Nhd. übliche sibilantische s. In manchen Handschriften (und so auch gelegentlich, wenn auch selten in Editionen) wird dieser s-Laut allerdings mit z wiedergegeben, also z. B. *groz*, *wazzet*, d. h. er ist mit der ebenso geschriebenen Affrikata z = ts im Aussehen identisch. Noch komplizierter wird das Ganze, indem manche Editoren denselben Laut als geschwänztes z wiedergeben, also *dazs*, *ezs*, *allesz*, *groz*, *wazzet*. Die Entscheidung, ob man im einzelnen Fall das Graphem z als Sibilanten s (z. B. *groz* als *grots*) oder als Affrikata z = ts (z. B. *zouber*, *zwingen*) lesen muss, lässt sich fast immer aufgrund des Nhd. schnell entscheiden. Von der lautlichen Realisierung gibt es gegenüber dem Nhd. beim sibilantischen Graphem s keine Unterschiede.

h: Anzuführen ist schließlich noch, dass das Zeichen h im Anlaut wie im Nhd. als Hauchlaut zu sprechen ist, inlautend zwischen Vokalen und vor Konsonanten sowie im Auslaut wie nhd. *ch* (das dort oft auch als *ch* geschrieben wird), also *hinel*, *sehen*, *nachelb*, *sachelb*. Nota bene: »Im Mhd. ist /h/ niemals Dehnungszeichen wie im Nhd.!« (MhdGr 2007, § L 108, S. 161.)

Kurz zusammengefasst: Die mhd. Konsonanten-Zeichen entsprechen in ihrem Lautwert den neuhochdeutschen, mit Ausnahme von *h* und vor allem dem aus dem Germanischen übernommenen s-Laut. Anlautendes s vor l, r, m, n, p, t ist entgegen der Schreibweise unbedingt als Zischlaut auszusprechen, also wie im Neuhochdeutschen (obwohl es dort bei sp- und st- so in der Schreibung nicht markiert wird).

## 2. Vokale in den betonten Silben

Für die Aussprache der betonten mhd. Vokale gilt, dass sie – allerdings nur zum größeren Teil – dem Nhd. entspricht; die Aussprache der Vokale in den unbetonten Nebensilben hat sich nicht verändert. Die Besonderheiten beziehen sich auf bestimmte Silben mit kurzen Vokalen, auf die Diphthonge sowie einige graphische Spezialfälle (*iu*, *ü* und Ähnliches).

Das Mhd. hatte wie das Nhd. kurze und lange Vokale, also die Phoneme *a*, *ā*, *e*, *ē*, *i*, *ī*, *o*, *ō*, *u*, *ū* sowie die umgelauteten Formen. Während der Entwicklung

zum Nhd. geschahen mehr Veränderungen als bei den Konsonanten, doch hat dies für die heutige Aussprache des Mhd. keine (markante) Bedeutung.

Eine auffällige Besonderheit des Mhd., die bei entsprechender Artikulation dessen Klang insgesamt unterschiedlich macht, sind die sog. ›offenen Tonsilben, etwa in *sā-ge*n oder *hā-mer*.<sup>11</sup> Sie wurden aber offenbar beginnend bereits im 11. Jahrhundert (!; MhdGr 2007, § L 20, S. 81), im gesamten mhd. Sprachraum offenbar bis zum 14. Jahrhundert durch Dehnung (*sāgen*) oder durch Schließung (*ham-mer*) beseitigt. Dass es ein Bewusstsein für diese kurzen Silben gab, zeigt sich in der Existenz der zweisilbig männlichen Kadenz der versifizierten Texte. Wie lange und wie stark der Unterschied allerdings in den damaligen Dialekten der ›Standardsprache‹ wirklich realisiert wurde, entzieht sich unserer Kenntnis, d. h. wir wissen auch nicht, wie etwa Walther von der Vogelweide die beiden Wörter im zweiten Reim seiner bereits mehrfach erwähnten ›Reichston‹-Strophe wirklich ausgesprochen hat: *ellenbögen. gel(sch)mögen* oder *ellenbogen. gel(sch)mo- gen wie heute* (also mit sozusagen ›dezent‹ langem *o*).

Daneben gab es im Mhd. lange Vokale, die auf verschiedene Weise entstanden sind (was aber im vorliegenden Kontext wiederum keine Rolle spielt: siehe MhdGr 2007, § L 37–44). Beispiele für einen mhd. langen a-Laut sind etwa *rāten* oder (*wir*) *nāmen*: Sie gibt es nach wie vor im Nhd., doch sind sie dort in der Schreibung teilweise (nicht durchgehend) durch ein Dehnungszeichen markiert, also wie z. B. in (*wir*) *nāhmen*. Die mittelalterlichen Handschriften machen, nur in extremen Ausnahmefällen, in der Schreibung einen Unterschied zwischen kurzen und langen Vokalen, und zwar durch das ale Zirkumflexzeichen  $\hat{}$ . In viele moderne Editionen, vor allem diejenigen mit ›normalisiertem‹ Mhd., wurde diese Markierung übernommen, d. h. dort sind etwa *ā* und *â*, *e* und *ê*, *i* und *î*, *o* und *ô* sowie *u* und *û* graphisch unterschieden. Gleichfalls werden lange Umlaute oft, aber nicht immer, durch die Ligatur-Formen *ê* und *œ* markiert, das umgelautete lange *u* in vielen Handschriften und generell in modernen Editionen durch *iu*: Diese graphische Sonderform erklärt sich dadurch, dass es aus dem althochdeutschen Diphthong *iū* durch Monophthongierung entstand, dass aber die alte Schreibkonvention teilweise beibehalten wurde (MhdGr 2007, § L 44).

Kurz zusammengefasst: Bei der heutigen Aussprache des Mhd. kann man die kurzen offenen Tonsilben ›dezent‹ kurz aussprechen, muss dies aber nicht tun; übertrieben, wenn nicht sogar falsch ist es, wenn man diese Kurzvokale wie aus der Pistole geschossen hervorstoßt – im heutigen Standard- und Umgangssdeutsch werden üblicherweise die Unterschiede zwischen langen und kurzen Vokalen auch nicht so stark markiert, zumindest nicht in dem für die mhd. Literatur relevanten Süden. Die langen Vokale des Mhd. sind bei normalisierten Texten durch das Zirkumflexzeichen deutlich bezeichnet; bei Editionen ohne

diese Markierungen kann in vielen, wenn auch nicht allen Fällen, die Analogie zum Nhd. helfen, und ansonsten bleibt einem in Zweifelsfällen nichts anderes übrig, als in einem der mhd. Lexika nachzuschlagen.

Ein spezielles Problem für die Vokal-Schreibung vor allem in spätmittelalterlichen Handschriften muss noch eigens erwähnt werden, nämlich die doppelten Punkte über dem Vokal *u*, aber auch *a* und *o*. Heute sind das generell und ausnahmslos Zeichen für einen Umlaut, nicht so aber im (späten) Mhd. Dort finden sich in den Handschriften verschieden geformte diakritische Zeichen über den einzelnen Vokalen, etwa *e*, *o*, *u*, *v* oder Doppelpunkt über *a*; ferner *e*, *u*, *v* oder Doppelpunkt über *o*; sowie schließlich *e*, *i*, *o*, *v* oder Doppelpunkt über *u*. Diese diakritischen Zeichen, von denen im Nhd. nur die doppelten Punkte übrig geblieben sind, sind in fast allen Fällen mehr oder minder eindeutig zu interpretieren, mit Ausnahme der doppelten Punkte, und zwar insbesondere über *u*. Da die *ü*-Schreibung der Handschriften (teils Punkt neben Punkt, teilweise auch nach rechts schräg aufsteigend) von vielen Editoren übernommen wird, ergibt dies für den Vortrag der entsprechenden Wörter ein auffällig hörbares Problem. Denn die doppelten Punkte können verschiedene Bedeutung haben: Umlaut (wie im Nhd.), Diphthong (*ue*, *uo*, *üe*) oder auch nur bloßes Umlautungszeichen für *u* und *u*.

Relevant für den heutigen Vortrag sind hier vor allem die beiden Liederautoren Neidhart und Oswald von Wolkenstein, die ja seit Jahren zu den Stars bei Mittelalter-Aufnahmen und -Konzerten gehören. Die zwei umfangreichsten Handschriften mit Texten und Notationen sind die Berliner Neidhart-Handschrift mgf 779 (= Neidhart-Handschrift c) und die Innsbrucker Wolkenstein-Handschrift B. Beide verwenden sehr häufig das erwähnte Graphem *û*, und beidesmal ist es interpretationsbedürftig; denn nur manchmal meint es einen Umlaut, in vielen Fällen aber einen unumgelauteten Diphthong mit *u* oder überhaupt nur ein *u*. Wir haben diesem Problem in unserer Transkription der Neidhart-Handschrift c (1981) und auch in der Edition (SNE 2007) insofern Rechnung getragen, dass wir in allen diesen Fällen *û* schreiben und den/die Benutzer/in auffordern, das Zeichen zu interpretieren. In der heute maßgeblichen Wolkenstein-Ausgabe von Karl Kurt Klein (1962 u. ö.) wird das *û*-Zeichen der Handschrift B im Druck durchgehend als *ü* wiedergegeben, was sich auch in den Nachfolgauflagen nicht mehr ändern ließ. Dies führte und führt immer noch in Seminaren, bei Konzerten und Aufnahmen und selbst bei mediävistischen Fachleuten beim lauten Lesen und Vortrag zu eindeutigen Fehlern und oft auch fast komischen Ergebnissen: Aus der Geliebten Oswalds, in Handschrift B als *bûl* ('Buhle') geschrieben, wird dann in der Aussprache ein 'Bühl'. Und etwa den Anfangsvers des geistlichen Liedes Kl 109b (einer Übersetzung aus dem Lateinischen) habe ich schon öfters folgendermaßen wiedergegeben gehört: *Ave, mütter, künigime*. Eindeutig richtig wäre aber *mutter* oder eher *mueter*, und beim nächsten Substantiv wäre sowohl *künigime* als auch *kunigime* möglich,

<sup>11</sup> Mirzka 1960, § 46, S. 77: »Die Dehnung ist [auf dem Weg zum Nhd.] die durchgreifendste Änderung des Vokalismus«.

da sich der Umlaut im Oberdeutschen auch im Spätmittelalter nicht (durchgehend) durchgesetzt hatte (man denke etwa nur an ›Brücke‹ versus ›Innsbruck‹.<sup>12</sup> Im Aussprachebeispiel bei Frenzel (1996, S. 251f.) werden die ü-Zeichen zwar weitgehend richtig interpretiert, aber beim Verb *tu(e)n* ist dann doch zweimal eindeutig ein Fehler passiert, nämlich für die Schreibungen *tū* und *tin*. Mediävist/innen sollten dieses Problem eigentlich meistens (tun es aber nicht immer), aber Studierende sowie Sänger/innen geraten immer wieder in diese ›ü-Falle‹ – für Konzerte und Aufnahmen gibt es hier fast keine andere Lösung, als sich von einer Fachkraft vorher coachen zu lassen.

Für die Diphthonge des Mhd. gilt, dass sie zumindest teilweise anders auszusprechen sind als im Neuhochdeutschen, und zwar im Fall von *iē*, *īō* und *īē* als ›fallende Zweifachlaute‹ (Nota bene: *ie* meint im Mhd. niemals ein langes *i*!). Mhd. *ei* und *ou* entspricht in der Lautung weitgehend den nhd. Graphemen *ei* bzw. *ai* sowie *au*, wurden aber wohl etwas ›geschlossener‹ ausgesprochen, aber nicht als ›Zweiflaut‹. Wann genau die aus den mhd. Diphthongen *ei* und *ou* sowie die durch die ›Nhd. Diphthongierung‹ (*mīn* zu ›mein‹, *hūs* zu ›Haus‹) entstandenen ›offenen‹ Lautungen (im Nhd. geschriebenen *ei*, *ai* bzw. *au*) zusammenfielen, ist nicht ganz sicher. Insgesamt beginnt die Tendenz zur Diphthongierung, von Nordwesten her, bereits im Verlauf des 12. Jahrhunderts; in den oberdeutschen Dialekten sind die beiden Diphthongreihen noch bis heute in der Lautung zu unterscheiden.<sup>13</sup> Ein graphisches Äquivalent zu nhd. *ōu* gibt es im Mhd. nicht; wohl aber zu nhd. *er*: Der Laut wurde im Mhd. verschieden geschrieben, z. B. *frōide*, *vrōnde*, *vrunde*,<sup>14</sup> und er wurde ausgesprochen wie in nhd. ›Freude‹.

Konsequenz für die heutige Aussprache des Mittelhochdeutschen: Es ist nicht falsch, die mhd. Schreibungen *ei* und *ou* etwas geschlossener auszusprechen als nhd. *ei* und *ai* bzw. *ou*, doch sollte dies – wenn überhaupt – nur ›dezente‹ geschehen; genau so ›richtig‹ und angemessen ist es aber, hier keine Unterschiede zu machen.

### 3. Halbvokale

Es bleiben noch die Schriftzeichen *j* und *w*, die ja im lateinischen Alphabet nicht vorkommen, ebenso wenig wie *v*:

*w*, ursprünglich als doppeltes *u* geschrieben (vgl. englisch ›double-u‹), bezeichnete anfangs, so etwa im Althochdeutschen, einen labialen Halbvokal (wie

<sup>12</sup> Bei Benützung der Klein-Edition kann oft auch ein Blick in den textkritischen Apparat helfen, denn die Handschriften A und c, in denen die meisten B-Texte gleichfalls überliefert sind, unterscheiden fast durchgehend bei den verschiedenen u-Lauten auch die Auswahl-Ausgabe von Wachinger/Brunner (2007) ist hier hilfreich, weil Wachinger fast immer der Handschrift A, und so auch in der Graphie, folgt.

<sup>13</sup> Siehe oben Anm. 2.

<sup>14</sup> Siehe die Beispiele bei Mitzka 1960, §91, S. 114, wo das Wort als Beleg für die ›willkürlich(e)‹ Wiedergabe des f-Lautes in modernen Editionen angeführt wird.

noch heute im Englischen), entwickelte sich aber bereits im Mhd. am Wortanfang zum labialen Reibelaut (wie Nhd.) und so sollte der mhd. Laut auch ausgesprochen werden, z. B. in *weder* oder *wint* (= nhd. ›weder‹, ›Wind‹).

*w* kam im Mhd. auch im Inlaut vor (z. B. *schouwen*, *nirwe*), ist aber zum Nhd. hin fast immer ausgefallen (*schauen*, *neue*; Ausnahmen sind Wörter wie *brāwe* ›Braue‹ oder *phāwe* ›Pau‹, wo *w* offenbar noch einen u-Lautwert hatte; dementsprechend sind mhd. Schreibungen wie *fwowe* und *fronwe* gleich auszusprechen (frou(w)e), mit nur leichtem w-Nachschlag, keinesfalls aber, wie man immer wieder hören kann, für das erste Beispiel als *fro-we*. Keine Ausspracheprobleme, verglichen mit dem Nhd., bietet mhd. *j*.

### 4. Allgemeines, Vortragsstil

Nicht der Schreibung der Handschriften und schon gar nicht den normalisierten Editionen ist genau zu entnehmen, inwieweit die Aussprache des Mhd. eine jeweils regional-dialektale Einfärbung hatte. Dass es so etwas gegeben hat, zeigt sich aber etwa daran, dass Handschriften aus dem bairisch-österreichischen Raum etwa den b-Laut mit p schreiben, was wohl auch der Aussprache entsprach. Insgesamt wird man nicht fehl gehen anzunehmen, dass angesichts der Dominanz der oberdeutschen Literaturlandschaft die von dort stammenden Autoren beim Vortrag auch einen zumindest leichten Dialektschlag in dieser Richtung zeigten.<sup>15</sup> Man kann daraus für die heutige Aussprache des Mittelhochdeutschen unschwer den Rat ableiten, die Texte jeweils mit einer oberdeutschen-fränkisch-westmitteldeutschen Dialektinfärbung im weitesten Wortsinn auszusprechen; sicherlich falsche Hörassoziationen weckt in den meisten Fällen eine deutlich ›norddeutsche‹ Einfärbung (bzw. ein Klang, der in oberdeutschen Ohren so klingt). Hartmann von Aue zeigte vielleicht einen alemannischen Einschlag, Walther von der Vogelweide, der Autor des ›Nibelungenlieds‹ sowie Wolfram von Eschenbach einen fränkisch-bairisch-österreichischen. Bei einem Autor wie Oswald von Wolkenstein hat man den Eindruck, dass er nicht nur mit seinen Sprachkenntnissen, sondern auch mit Dialektübungen spielte (z. B. alemannisch in Kl 123; Kl 69 niederdeutsch: ›Fleming‹, Refrain v. 5, Kl 90/Hs. A: niederdeutsch; siehe auch Kl 103, 18).

Mit der sprachlich bzw. sprachgeschichtlich korrekten Aussprache ist es aber noch nicht getan. Bedenken muss man beim (heutigen) Vorlesen, Sprechen oder Singen der Texte auch den jeweiligen Kontext, also Inhalt und Silbölö. In jedem Fall meiden sollte man eine hyperkorrekte Aussprache und ›feierlich-‹patriotische Aussprache der mhd. Texte (es sei denn, es sind wirklich laute Deklarationen gemeint). Die Grundregel ist eigentlich einfach und letztlich zeitlos: Die Artikulation muss dem Inhalt angepasst sein, d. h. bei den dichterischen Texten

<sup>15</sup> Noch heute ins Schwärmen gerate ich, wenn ich mich daran erinnere, wie vor vielen Jahren bei einer Tagung eine Schweizer Kollegin eine lange Passage aus Wittenwilers ›Ring‹ vorlas.

des Mittelalters deren erzählendem, berichtendem oder reflektierendem Charakter, und zwar durchaus mit Variationen. Da die Texte im Mittelalter ursprünglich ja im direkten Kontakt mit dem zuhörenden Publikum vorgetragen wurden (was sich in deren Wortlaut oft genug widerspiegelt), ist ein gewisses Maß von Stimmschauspielerei durchaus angebracht (etwa bei Albrecht von Jomhansdorf MF 93,12, insbesondere bei Neidhart, aber auch sonst z. B. deutlich hörbare Ironie) – sofern man dies kann. Walthar von der Vogelweide hat sicherlich seinen 'Lindenlied' L 39,11 ziemlich anders vorgetragen als solche kabarettreife Strophen wie den Auftritt des geldierigen Papstes (L 3444) oder den Dialog mit seinem Knappen Dietrich über den *wunderlichen Gerhart Azzen* (L 82,11). Zweierlei ist wichtig: Man sollte auf eine gewisse Natürlichkeit der Präsentation achten, und man sollte dem zuhörenden Publikum deutlich vermitteln, dass man wirklich bei jedem Wort weiß, was man eigentlich an Inhalt und Aussage vorträgt – dies gilt vor allem für den gesungenen Vortrag, wo ich mir in dieser Hinsicht nicht immer ganz sicher bin.

#### VII. Zusammenfassung

Für den praktischen Gebrauch (und auf den zielt ja dieser Beitrag) sei das Wesentliche in zwölf kurzen Ratschlägen und Regeln zusammengefasst:

1. In einem natürlichen, auf den Inhalt bezogenen Stil die Texte vortragen.
2. Hyperkorrektheiten vermeiden, da sie unnötig verfremdend und oft komisch wirken.
3. Bei den betonten Vokalen zwischen langen und kurzen Vokalen unterscheiden, aber keineswegs penetrant-deutlich.
4. Die mittelhochdeutschen Vokale entsprechen in ihrem Lautwert weitgehend den neuhochdeutschen.
5. Die mittelhochdeutschen Diphthonge *ie*, *uo*, *üe* sind echte ›Zweilaute‹, und zwar mit fallender Betonung; *ie* ist niemals Längenzeichen. Mhd. *ei* und *ou* kann wie nhd. *ai* und *ei* bzw. *au* ausgesprochen werden, doch auch eine leicht(!) geschlossene Aussprache ist nicht falsch.
6. Das mhd. Graphem *iu* bedeutet ein langes *ü* (umgelautetes langes *u*).
7. Vorsicht bei spätmittelhochdeutschen Texten bei der mehrdeutigen Schreibung *iu*!
8. Auch für die mittelhochdeutschen Konsonanten hat sich zum Neuhochdeutschen kaum etwas geändert.
9. Aber Vorsicht bei anlautendem *s* vor *l*, *n*, *m*, *p*, *t*, *w*: Es ist in diesen Verbindungen wie im Neuhochdeutschen als *Zischlaut sch* auszusprechen, also auch *schp* und *scht*, keinesfalls aber 'niederdeutsch' bzw. ›alt-hamburgerisch‹.
10. Mhd. *w* wie nhd. *w* aussprechen.
11. Eine leichte (vor allem oberdeutsche) Dialektinfärbung bzw. eine Färbung

durch den eigenen Dialekt des/*r* jeweiligen Vortragenden empfehle sich und ist sicherlich historisch angemessen – sofern man das kann.

12. Man kann aber mit Günther Schweikle (1977/1993, S. 101) auch eine ganz radikale Konsequenz ziehen und wäre damit aller Aussprache-Probleme enthoben: »Angesichts der angedeuteten Bestimmungsprobleme sind aber wohl alle Bemühungen müßig, der mhd. Aussprache durch einige Klang-Retuschen und Signallaut eine historischen Klang zu geben. Die mhd. Texte können also genauso gut einfach in hochdeutscher Lautung gelesen werden.« – Das heute gesprochene oder gesungene Mhd. sollte in jedem Fall ›natürlich‹ klingen und phonetische ›Exotismen‹ sind zu meiden.

»Der Sänger sitzt! Fanget an!«

(Richard Wagner, Die Meistersinger von Nürnberg, 1. Akt)

#### Zitierte Literatur

- Behagel, Otto, Der Stand des germanischen *b* im Anlaut des Bairischen und die mittelhochdeutsche Schriftsprache, in: Paul und Braunes Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 57 (1933), S. 240–284.
- Camina Burana, lateinisch-deutsche. Gesamtausgabe der mittelalterlichen Melodien mit den dazugehörigen Texten, hg. von René Clemencic, Michael Korth und Ulrich Müller, München 1979.
- Deutsches Aussprachewörterbuch, hg. von Eva-Maria Krech u. a., Berlin / New York 2009.
- Duden: Das Aussprachewörterbuch. 6., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Bearbeitet von Max Mangold (Duden 6), Mannheim u. a. 2005.
- Frenzel, Peter, Middle High German / Late Medieval German and Early New High German, in: McGee et al. 1996, S. 219–257.
- Klein, Karl Kurt, unter Mitwirkung von Walter Weiß und Norburga Wolf (Hg.), Die Lieder Oswalds von Wolkenstein (Alteutsche Textbibliothek 55), Tübingen 1962 u. ö.
- McGee, Timothy J., G. Riggs und David N. Klausner, Singing Early Music. The Pronunciation of the European Languages in the Late Middle Ages and Renaissance, Bloomington and Indianapolis 1996.
- MHDB: Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank, Universität Salzburg, online: mhdab, sfg.ac.at; siehe dazu Margarete Springeth, Der analytische Weg ist das Ziel: Die mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank als Online-Textarchiv, in: Wege zum Text. Überlegungen zur Verfügbarkeit mediävistischer Editionen im 21. Jahrhundert. Grazer Kolloquium 17.–19. September 2008, hg. von Werner Friedl Hofmeister und Andrea Hofmeister-Winter (Beihefte zu *edino* 30), Tübingen 2009, S. 185–202.
- Mitzka 1960: Mittelhochdeutsche Grammatik von Hermann Paul, Fortgeführt von Ernst Gierach und Ludwig Erich Schmitt. Die Satzlehre von Otto Behagel. 18. Auflage bearbeitet von Walthar Mitzka, 2. Druck (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A/2), Tübingen 1960.
- MhGr 2007: Mittelhochdeutsche Grammatik von Hermann Paul. 25. Auflage neu bearbeitet von Thomas Klein, Hans-Peter Solms und Klaus-Peter Wegger. Mit einer Syntax von Ingeborg Schrübler, neubearbeitet und erweitert von Heinz-Peter Prall, Tübingen 2007 (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A/2).
- Schmidt, Angela, Diphthonge und Diphthongierungen in der schwäbischen Mundart, Studienarbeit an der Universität Stuttgart (Institut für Maschinelle Sprachverarbeitung), 2002;

- [http://www.ims.uni-stuttgart.de/lehre/studentenarbeiten/fertig/Studentarbeit\\_SchmidAngela.pdf](http://www.ims.uni-stuttgart.de/lehre/studentenarbeiten/fertig/Studentarbeit_SchmidAngela.pdf) (eingesehen am 01.09.2010).
- Schweikle, Günther (Hg.). *Mittelhochdeutsche Minnelyrik I: Frühe Minnelyrik*, Darmstadt 1977, Nachdruck Stuttgart/Weimar 1993.
- Schweikle, Günther (Hg.), *Walther von der Vogelweide, Werke*, Band 1: *Sprachlyrik*, *Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch* (Reclams Universal-Bibliothek 819), Stuttgart 1994.
- Siebs, Deutsche Aussprache. *Reine und gemäßigtere Hochlautung mit Aussprachewörterbuch*, hg. von Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. 19., umgearbeitete Auflage, Nachdruck Wiesbaden 2000 (1. Auflage: Theodor Siebs: *Deutsche Bühnenaussprache*, Berlin u. a. 1898).
- SNE: *Salzburger Neidhart-Edition: Neidhart-Lieder. Texte und Melodien sämtlicher Handschriften und Drucke*, hg. von Ulrich Müller, Ingrid Bannwitz, Franz Viktor Spechler unter Mitwirkung von Annemarie Eder, Ute Evers, Elke Huber, Sirkki Podroschko, Margarete Springeth, Ruth Weichselbaumer, Eva Maria Weinhäupl. 3 Bde., Berlin / New York 2007.
- Wächinger, Burghart und Horst Brunner (Hg.), *Oswald von Wolkenstein, Lieder*. *Frühneuhochdeutsch/Neuhochdeutsch* (Reclams Universal-Bibliothek 18490), Stuttgart 2007.
- Weddige, Hilbert, *Einführung in die germanistische Mediävistik*, München 1987 u. ö. (7. Auflage 2008).
- Weddige, Hilbert, *Mittelhochdeutsch. Eine Einführung*, München 1996 u. ö. (4. Auflage 2001).

Moderne Tonbeispiele mit einer geglätteten Aussprache zu nennen, ist eine heikle, da höchst subjektive Sache – ich wage es trotzdem. In ganz subjektiver Auswahl nennen möchte ich die Einspielungen des Augsburger ›Ensembles für alte Musik‹, der Salzburger Gruppe ›Dulamans Vrudenton‹ (thomas.schallaboock@aon.at) sowie von Eberhard Kummer (eberhard.kummer@inode.at). – Die Einspielungen sind über das Internet bzw. die entsprechenden Einträge in ›Wikipedia‹ leicht zu finden; ferner unsere Salzburger Sprachaufnahme zur mhd. Liebeslyrik (Was ist minne? Middle High German Love Poetry, 12<sup>th</sup> to 14<sup>th</sup> century: Margarete Springeth, Ruth Weichselbaumer, Ulrich Müller; The Chaucer Studio 2005, Prof. Paul Thomas, Provo, Utah/USA: [chaucer.byu.edu](mailto:chaucer.byu.edu); e-mail: [prthom@gmail.com](mailto:prthom@gmail.com)), eine Art spontane Live-Lesung. Verweisen möchte ich ausdrücklich auf das über die MHDDB online und kostenlos zugängliche Live-Konzert mit Wolkenstein-Liedern von Kummer auf Schloss Tirol (November 2009; <http://www.mhdadb.org/ac:at:8000/ovw-mediapage/>); dort sollen demnächst auch die historischen Aufnahmen von Wolfgang Mohrs 'Parzival'-Lesungen anzuhören sein.